

Handlungen erwartet, es als eine existentielle Bedrohung wahrnimmt und als solche artikuliert sowie diese Artikulation in einen größeren Deutungszusammenhang, in Interpretationen von und Erzählungen über die Welt einbettet (S. 46).

Im Fokus der Einzeluntersuchungen stehen einerseits Feindbilder in Deutschland, die auf der Ebene von Parteiprotokollen (Christian Lotz), Tageszeitungen (Stefan Jarolimiek, Sylvia Werther und Karen Fritsche) und Leipziger Tagebüchern (Katja Naumann) herausgearbeitet werden. Andererseits legt der Blick auf bulgarische Nachkriegsliteratur (Anne C. Kenneweg) und polnische Liederbücher (Christhardt Henschel) die Konstruktion von Deutschen als Feindbilder frei. Zwischen diesen beiden thematischen Sektionen laden wiederum drei Kunstprojekte zur zeitgenössischen Reflexion über Feindbilder ein. Abgeschlossen wird der wissenschaftliche Teil durch die synthetisierende Zusammenfassung der Herausgeber, bevor die letzte Kunstinstallation den Schlusspunkt der Publikation setzt.

Die Einzelstudien sind quellengesättigt und decken mit ihrer jeweiligen Konzentration auf parteipolitische Protokolle, öffentlicher Tagespresse, Ego-Dokumenten, Literatur und Liedgut das Spektrum von Politik- über Medien- bis hin zur Alltags- und Kulturgeschichte multiperspektivisch ab. Mit ihrer Akribie bieten sie deshalb der abschließenden Zusammenfassung eine gute Voraussetzung für eine Synthese, die sich auch so nennen darf: „Nationalsozialismus“ erwies sich als ein sehr dehnbare Feindbild, da es mit Hilfe des warnenden Hinweises, die Zustände im Dritten Reich dürften sich nicht wiederholen, auf fast jede Position anwendbar war. Angesichts dro-

hender Hungersnöte und der ungewissen Zukunft Deutschlands erlangten die „Alliierten“ Feindbildstatus, wobei zunächst nur die amerikanische, ab Ende 1947 auch die sowjetische Besatzungsmacht kritisiert wurden. Das allgegenwärtige Feindbild „Eigennutz“ wandte sich gegen einzelne Fälle des Organisierens von lebensnotwendigen Dingen, welches als kollektive Praxis bedrohliche Ausmaße annehmen konnte. „Kapitalismus“ hingegen wurde von linken Gruppierungen und Parteien benutzt, meistens in Verbindung mit historischen Begriffen wie „Finanzkapital“, „Junker“ und „Rüstungsindustrie“, aber auch von Zeitungen, um die Wirtschaft für die missliche Lage verantwortlich zu machen. „Die Deutschen“ waren ein ambivalentes Feindbild. Während in den polnischen Liedtexten die Deutschen eindeutig negativ mit Schädlingsmetaphern („Ungeziefer“) oder christlich-mythologischen Feindbildern wie „Antichrist“ oder „Teufel“ belegt wurden, schloss das bulgarische Feindbild nur diejenigen Deutschen mit ein, die mit dem Nationalsozialismus in Verbindung standen. Der Feind im Kopf stellt eine gelungene und – nicht zuletzt wegen der künstlerischen Zugänge – sehr anschauliche Publikation zu einem wichtigen Thema sowohl der Gegenwart als auch der unmittelbaren Nachkriegszeit dar. Mit gebotener Sorgfalt und Multiperspektivität haben die Autoren erste Charakteristika einer Bedrohungsgeschichte der Nachkriegszeit herausgearbeitet.

Patrick Manning: Wanderung Flucht Vertreibung. Geschichte der Migration, Essen: Magnus Verlag 2007, 260 Seiten.

Rezensiert von
Thomas Schmidinger, Wien

Patrick Manning, Professor für *World History* an der University of Pittsburgh und Präsident des *World History Network*, unternimmt den Versuch einer Betrachtung von Migration und Flucht im Sinne einer World-History-Theory; ein Versuch, der jedoch nur teilweise gelingt.

Insgesamt spannt Manning mit seinem Buch, das nun in deutscher Übersetzung vorliegt, einen Bogen von der Entwicklung der ersten Menschen bis in die Gegenwart. Dabei gelingt ihm einerseits der Nachweis der Bedeutung von Migration als Entwicklungsmotor der Menschheit. Andererseits zeigt das Buch, das im englischen Original in der Reihe „Themes in World History“ erschienen ist, auch die Grenzen des „world history“-Ansatzes.

Interessant ist dabei der Fokus auf die Ökonomie als Migrationsmotor und damit auch als Motor technologischer Entwicklung. Nicht die am Beginn der Antike etablierten Reiche sind es, auf die Manning das Hauptaugenmerk legt, sondern der Handel. Die Konzentration auf diesen ermöglicht „einen besseren Einblick in die Muster der Migration und der regionalen gegenseitigen Beziehungen“ (S. 113). In diesem Sinne basiert Mannings Werk vor allem auf wirtschafts- und sozialgeschicht-

lichen Arbeiten und nicht auf solchen zur politischen Geschichte, ein Ansatz, der nicht nur für die Geschichtsforschung, sondern auch für die Migrationsforschung viel versprechend scheint.

In insgesamt neun Hauptkapiteln wird anhand der Ausbreitung der Landwirtschaft, des Handels oder über die verschiedenen Fortbewegungsarten, Migration als globales Phänomen durch alle Perioden der Geschichte nachgezeichnet. Schließlich sind es der Kolonialismus, die Industrialisierung, die „Verlockungen der Stadt“, die zu den Migrationströmen der Moderne führen. Manning, der als Spezialist der neuzeitlichen Geschichte Afrikas viel zur Erforschung freiwilliger und unfreiwilliger Migration aus und innerhalb Afrikas beigetragen hat, zeigt auch genau in diesen Bereichen seine inhaltlichen Stärken. Insbesondere seine Ausführungen zum transatlantischen Sklavenhandel sind durch ihre Einbettung in einen afrikanischen, europäischen und amerikanischen ökonomischen und politischen Kontext interessant. Dabei werden auch Auswirkungen dieser Form von Zwangsmigration auf die Geschlechterverhältnisse in den Herkunftsregionen und Zielländern behandelt.

So interessant dieser Ansatz für die Analyse von Migration und ihren Folgen seit der Antike ist, so fragwürdig sind jedoch die wissenschaftlichen Grundlagen, mit denen Manning versucht die Frühgeschichte menschlicher Migration aufzurollen. Mag sein, dass der Rückgriff bis auf die Entwicklung der Hominiden in diesem Zusammenhang von Bedeutung ist. Der Versuch der Rekonstruktion von Migration anhand von veralteten linguistischen Theorien ist in dieser Form jedoch zum Scheitern ver-

urteilt. Einerseits setzt Manning dabei die Verbreitung von Sprachen mit ihren SprecherInnen gleich oder andersrum: Implizit geht Manning davon aus, dass die Vorfahren heutiger SprecherInnen einer Sprache, die zu einer bestimmten Sprachfamilie gehören, alle aus einer gemeinsamen „Urheimat“ emigriert sind. Dass dies eine Annahme und keinesfalls eine verallgemeinerbare Tatsache ist, zeigen allein schon einige historische Beispiele. So sind etwa große Teile der Vorfahren heute Arabisch sprechender Menschen nicht aus Zentralarabien nach Marokko, Algerien oder in den heutigen Irak migriert. Lediglich einige politische und militärische Eliten, die über eine nichtarabische Bevölkerung herrschten, konnten – nicht zuletzt durch die enge Verbindung von islamischer Religion und arabischer Sprache – die ansässige Bevölkerung langsam sprachlich und kulturell arabisieren. Ähnliches wissen wir von vielen lateinamerikanischen Staaten: Nur eine kleine Oberschicht von Kolonialherren wanderte etwa nach Peru oder Guatemala aus. Trotzdem sprechen dort heute große Teile der Bevölkerung Spanisch. Die Nachkommen der indigenen und afrikanischen Bevölkerungsgruppen hatte es im Laufe der Jahrhunderte übernommen. Sprache kann also auch mit politischen, ökonomischen und kulturellen Machtgefällen zu tun haben und benötigt nicht notwendigerweise die Migration ihrer SprecherInnen. Manning weiß um diese Möglichkeit des Sprachwechsels Bescheid und schildert dies selbst für spätere Perioden, etwa wenn er beschreibt, dass Chinesen in Peru das Spanische übernahmen oder Sprecher afrikanischer Sprachen in Amerika die „Sprachen ihrer Herren“ (S. 185). Seltsamerweise zieht er diese

Möglichkeit für frühere Perioden jedoch nicht in Betracht.

Noch fragwürdiger sind Mannings Annahmen, Sprachen würden sich ausschließlich „stammbaumartig“ aus einer Ursprache entwickeln, die dann durch das „Prinzip der kürzesten Wanderungen“ einfach in der Mitte der heute verwandten Sprachen lokalisiert werden könnte. Mag sein, dass das mit Mannings historischem Beispiel der romanischen Sprachen funktioniert, für eine Reihe anderer Idiome gilt dies jedoch definitiv nicht. Würde man mit dieser Methode nach einem „Urtürkischen“ suchen, fände sich dieses wohl irgendwo in Zentralasien, genau jener Region, von der wir wissen, dass sie erst in historischer Zeit von türkischen Stämmen aus Sibirien turkisiert wurde. Selbst das Bild, das sich alle Sprachfamilien auf eine gemeinsame Ursprache zurückführen ließen, entspricht nicht dem Stand der Linguistik, sondern einem längst überholten Modell aus dem 19. Jahrhundert. LinguistInnen auf der Höhe der wissenschaftlichen Debatte ist längst klar, dass sich Sprachen auch gegenseitig beeinflussen und eventuell ganze Sprachfamilien ohne eine gemeinsame Ursprache entstanden sind. Im Falle des Indoeuropäischen ignoriert Manning jene Archäologen, die wie Alexander Häusler den Wanderungsmodellen die Konzeption eines ausgedehnten indogermanischen Sprachkontinuums entgegenstellen. Selbstverständlich können deren Thesen auch verworfen werden, sie einfach zu ignorieren und ohne Begründung, warum es eine gemeinsame „indoeuropäische Urheimat“ geben sollte, nach dieser zu suchen, ist jedoch heute wissenschaftlich fragwürdig. Die Existenz eines Urindoeuropäischen bleibt jedenfalls umstritten. Für Manning

lässt sich mit dieser Methode jedoch „eine indoeuropäische Urheimat an den Küsten des Schwarzen Meeres“ (S. 52) ermitteln. Wenn dann auch noch Kartenmaterial verwendet wird, das gleichzeitig England und Österreich als „germanisches Sprachgebiet“ oder Bulgarien und Jugoslawien als „slawisches Sprachgebiet“ ausweist und das Hethitische in Zentralanatolien verortet, wird die Vermischung unterschiedlichster Perioden zum „Beweis“ einer gemeinsamen „indoeuropäischen Urheimat“ deutlich.

Mit solch überholten wissenschaftlichen Grundlagen ist der durchaus ehrenwerte Versuch, Migration als immer schon mit dem Homo sapiens verbundenes Phä-

nomen über die Jahrtausende hinweg zu schildern, nicht zu bewerkstelligen.

Auch wenn Mannings weitere Ausführungen in historisch besser dokumentierten Perioden wie die Migrationsströme der Kolonialzeit oder den Zuzug in die Städte - klarer und weniger spekulativ sind, so entwerfen doch seine für die Frühgeschichte der Menschheit angenommenen Spekulationen das Gesamtwerk. Ein gelungener Versuch einer Globalgeschichte der Migration könnte zwar einige Kernthesen Mannings fortsetzen, müsste aber v. a. für die Frühgeschichte menschlicher Migration kritischer mit der bestehenden Quellenlage umgehen und nicht auf veraltete linguistische Theorien zurückgreifen.